Kleist in der Gegenwart

Zum 150. Geburtstag Heinrich von Kleists.

Von

Hermann Bahr.

In seiner Schrift über „Schopenhauer als Erzieher" schildert Nietzsche, wie von bangem Vorgefühl seines eigenen Schicksals insgeheim gewarnt, das Los durch ihr ganzes Wesen schon zur Einsamkeit verdammter Begabungen, die sich, weil sie den Verkehr mit ihrem Genius vorziehen, bald von aller Welt gemieden sehen. „Während sie nichts als Wahrheit und Ehrlichkeit wollen, ist rings um sie ein Netz von Mißverständnissen. Gerade solche Einsame bedürfen Liebe, brauchen Genossen. Nehmt die Genossen weg und ihr erzeugt eine wachsende Gefahr: Heinrich v. Kleist ging an dieser Unbeliebtheit zugrunde." Daß Nietzsche, ganz unverdächtig, Preußenart zu überschätzen, unter den Opfern deutscher Lieblosigkeit gerade diesen märkischen Junker nennt, zeigt seine Treffsicherheit. Kleist wurde ja gar nicht verkannt, durchaus nicht: man fand seine Dichtungen vielleicht etwas verstiegen, ließ es jedoch an schuldiger Hochachtung für sie nicht fehlen, aber freilich dabei bewenden. Es hat ihm durchaus nicht an Ruhm, es hat ihm im Grunde nur an Liebe gefehlt. Er war liebenswert. Aber das ist ein Wert, der sich nicht so leicht diskontieren läßt. Goethe war klug genug, sich immer auch einer äußeren „Stellung" zu versichern: er ist der Reihe nach Advokat, Legationsrat, Bergwerksdirektor, Kriegsminister, Finanzminister, eine Art Hofmarschall und Theaterintendant, er ist immer sozial eingegliedert gewesen. Dieser gesunde Instinkt, sich einzureihen und dadurch eines schützenden Hintergrundes zu versichern, fehlt Kleist, ihn drängt es viel mehr aus allen Verbindungen weg, er will von ihnen los und verleugnet dadurch gerade den Auftrag, für den er von Natur vorbestimmt scheint. Es ist ein Fall ohnegleichen. Daß ein Dichter zu früh kommt und dadurch lange braucht, bis erst die Nachwelt allmählich reif für ihn wird, sind wir gewöhnt. Selbst Goethe ging der Nation doch erst zwei Menschenalter nach seinem Tode in der ganzen Fülle, Breite und Weite seiner inneren Welt vollends auf, und Schiller, so rasch ihr Liebling, wartet eigentlich heute noch auf den Deuter, der ihm sein volles Maß geben wird. Aber daß ein Dichter, der, wie vielleicht kein anderer jemals, sicherlich kein deutscher, den Sinn des Tages verstand und die Forderung des Augenblicks ergriff, mit einer Gewalt des Ausdruckes ohnegleichen, der das Erlebnis der Nation, eben während es erst erlebt wurde, sozusagen noch feucht vom Schweiß des Tages, in sich aufnahm und in unvergänglichen Ausdruck zwang, einen aus der Not des Augenblicks aufquellenden und dennoch ewige Dauer verbürgenden Ausdruck, dafür haben wir in der Weltliteratur kein anderes so hohes Beispiel als Kleist.

Seine Zeit verstand ihn nicht. Goethe, schon bequem geworden, hat ihn völlig verkannt. „Kleist geht auf Verwirrung des Gefühles aus", damit meint er ihn abzutun, aber Kleist geht doch umgekehrt von der Verwirrung stets auf Entwirrung aus. Später hat man sogar gewagt, ihn durch den Vergleich mit Hebbel zu verleumden. Diesen dreisten Unsinn hat Gundolf abgetan durch den einen Satz, daß Kleists Seele „vom Wahn verdüstert, aber nie von der Klugheit befleckt worden ist".

Den einzelnen Deutschen wird das Verständnis Kleists vielleicht darum so schwer, weil er eine gedrängte Versammlung aller deutschen Grundzüge mit ihren sämtlichen Widersprüchen ist, und das überdies noch in der besonderen, den anderen deutschen Stämmen nicht wohlklingenden preußischen Art: was Fontane schmunzelnd das „Wendogermanische" hieß, spukt in Kleist noch nach, des Ostens gewaltige Weite will er unter seinen Befehl verengen. Auch weiß man nicht recht: kommt er zu spät oder verfrüht? Das geräumige Barock hätte noch Platz für ihn gehabt und wieder die Zeit Bismarcks wäre vielleicht weit genug für ihn gewesen. Daß seine Spannung vom Barock bis in das Reich Bismarcks reicht, in dieser Ueberhebung liegt sein Schicksal im voraus beschlossen. „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war", schrieb er in seinem letzten Briefe, Abschied vom Leben nehmend. Aber wem, der nach Vollendung strebt, wäre denn jemals auf Erden zu helfen? Er bringt sich zum Opfer, durch das der Erde geholfen wird. Es bleibt nicht unbelohnt. Kleist ist heute noch, gar nicht so sehr durch sein Werk, aber als Gestalt mitten unter uns lebendig: er wird es mit jedem Tage noch mehr. Ob man ihn liest, ob man ihn spielt, kommt daneben kaum in Betracht. Er lebt tatsächlich in tausend Herzen deutscher Jünglinge, die vielleicht keine Zeile von ihm, vielleicht kaum seinen Namen kennen, aber in denen seine Geistesart auferstanden und tätige Heldenkraft geworden ist. Es gibt für Dichter keinen höheren Ruhm, als in fortzeugende Lebenskraft verwandelt zu werden.

Josef Nadler hat uns die Romantik als „ostdeutsche" Bewegung verstehen gelehrt: sie will die Vergangenheit des fränkischen Mutterlandes nachholen, und in aller Eile, denn sie hat Angst, zu spät zu kommen. Dies erklärt uns auch die Hast Kleists, er kann nirgends verweilen, er will gleich in jeden Augenblick den Gehalt der Ewigkeit drängen: daher auch jene kunstreich verschlungenen Nebensätze, die versuchen, alle Geheimnisse des Daseins und alle Varianten deutscher Art anklingen und einklingen zu lassen. Daß die katholische dabei nicht fehlen darf, ist selbstverständlich: schon sein eingeborenes Verlangen nach Weite, aus der er sich aber dann doch gleich immer wieder in den Schutz der sicheren Enge zurückfehnt, stimmt ihn katholisch. Der Geist der Zeit mag auch mitwirken und ebenso sein künstlerisches Verlangen nach dem Sinnfälligen. Als er mit Ulrike nach Dresden kommt, fühlt er sich in der Hofkirche so gewaltig erschüttert, daß er Katholik werden will: „Nirgends fand ich mich tiefer in meinem Innersten gerührt als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik noch zu den anderen Künsten tritt, das Herz gewaltsam zu bewegen. Ach, Wilhelmine, unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande, aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest." Wenn das eine Konversion sein soll, so bekehrt sich hier der Künstler, doch der Mensch bleibt zunächst davon noch unberührt: die Begegnung mit der katholischen Kirche wirkt auf seine Kunst ein, keineswegs aber auf die bewußte Haltung seines Geistes, auf die Führung seines Lebens. Durch Bewunderung einer Glaubensform eignet man sie sich ja noch lange nicht an. Darin irrt Friedrich Braig, der in seinem, übrigens bewundernswerten Kleist-Buch (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, 1925) überall die Stimme des katholischen Glaubens zu hören meint. Kleist spricht in der Tat zuweilen katholisch, er spricht sogar gelegentlich katholischer, als Katholiken pflegen, aber es gibt doch auch bei Goethe Stellen, die, so sehr er sonst darauf hält, sich als Protestanten zu bekennen, durchaus katholisch klingen. Dichter sind Egoisten, sie greifen nach jeder Wirkung, woher immer sie sich anbieten mag, und staunen unwillig, wenn man sie darum dann auf ein Bekenntnis festlegen will: sie bekennen sich im Grunde zu nichts als ihrem Talent und allem, was ihnen etwa helfen kann, ihr Talent noch ein wenig höher zu strecken. Ich fürchte, Braig überschätzt Kleists Arglosigkeit und er unterschätzt sein Verlangen nach Wirkungen um jeden Preis, er unterschätzt das Barock in Kleist; das Barock läßt sich keinen Betrug entgehen, der irgendwie zur Verherrlichung der Wahrheit dienen kann. Braigs Buch wird dadurch keineswegs entwertet, im Gegenteil: es läßt uns in dieser katholischen Beleuchtung Züge Kleists gewahren, die bisher immer im Schatten blieben. Josef Nadler sagt einmal: „Kleist übernahm sich an Kant." Vielleicht darf man sagen: er übernahm sich auch am Katholizismus. Daß er sich an allem übernahm, wonach immer er griff, das war der Fluch seines Lebens, das wurde seiner Kunst zum Segen. Was allein auch seiner Kunst noch fehlt, ist die Diskretion: er will immer gleich alles sagen, darum sagt er zu viel, und weil er aber für sein Gefühl damit noch immer nicht genug sagt, meint dieser innerlich zum Schweigen bestimmte, ja verdammte Mann, sich zu helfen, indem er schreit. Auf seine Zunge drängt sich so viel, daß sie vor Angst schwer wird, daß er zu stottern beginnt, aber auch dieses Stottern weiß er allmählich wieder in ein Kunstmittel zu verwandeln, er lernte es bewußt gebrauchen: in seiner Seelennot schafft er sich eine Sprache, neben der die Goethes matt, die Schillers schwül klingt. Doch hinter allen diesen Kräften und Schwächen liegt erst das Geheimnis seiner noch immer wachsenden und gerade jetzt wieder von neuem ansteigenden Macht über die Nation: in ihm kündigt sich eine neue deutsche Lebensform an, er schafft einen neuen Geist, der, in seiner Zeit unverstanden, im Glücksgefühl des neuen Reiches achtlos vergessen, erst in der Not unverdienter Schmach sich wieder auf das Gebot der Ehre besinnt: die ganze deutsche Jugend trägt heute die Zeichen Kleists an der Stirne. Nur die deutschen Theater scheinen noch immer blind für sie.

STAATL. FACHINGEN
Natürliches Mineralwasser
Vorbeugend bei Neigung zu Gicht, Rheumatismus usw.
Fachinger Versandstelle, Berlin SW 11
Schöneberger Str. 15a · Tel.: Lützow 5260 61

Theater und Musik

Alfred-Kerr-Matinee.

Matinee für Alfred Kerr, Starmeeting im Nollendorftheater. Zwei Redner und ein Septett von Vortragenden, aus lauter Solosängern zusammengesetzt. Ein Ueberblick über die Gipfelleite der Berliner Theater, mit Lücken, aber ohne die malerischen Zwischenräume, die Gipfel nach Gipfel erst so sehenswürdig machen. Man denkt an den Unterschied zwischen einem Panoramabild und einer Landschaft. Mayer-Mahr introduzierte auf dem Klavier: Schumann, Kreisleriana Nr. 2. Romantische Musik, da ist Landschaft als Ton. Sie gibt den Verklang, der hierher gehört.

Als erster Redner fungierte Leopold Jessner: der Theaterdirektor über den Theaterkritiker, das Lamm über den Wolf. Klar, daß alle Bemühung zuerst darauf gerichtet sein muß, die Pikanterie der Situation auf- und durch den freien Gang der Betrachtung abzulösen. Jessner sprach ausgezeichnet: durchdacht, formuliert und würdig. Würdig vor allem, weil nur, was durchdacht und formuliert ist, diese Wirkung hervorrufen kann. Später sprach dann als zweiter Redner Armin T. Wegener, in manchem Jessners Gegenteil. Schon der Titel seiner Rede „Die Flöte Pans" kündigte lyrisch die Gelegenheit an. Schade, daß manche sehr hübschen Bemerkungen des Sprechers in dem panischen Flötentumulte untergingen.

Das große Vortragsprogramm der großen Sieben war, für mein Gefühl, nicht richtig, nicht auf die richtige Art gewichtig ausgewogen. Sehr viele Gedichte, aber Gedichte stehen bei Kerr am Rande des Werks, etwa dort, wo bei Wedekind die Chansons stehen, nicht in der Mitte, die fast ganz von der Prosa eingenommen wird. So drückten sie auf diese, von den Schönheiten der „Welt im Licht" hörten wir so gut wie nichts. Nur Deutsch las unter anderem aus „O Spanien", mehr verdeutlichend als überzeugend, auch Verse zum Teil. Dann wieder Gedichte: Elisabeth Bergner, vor sich hin, verschwebend; Eugen Klöpfer, herzhaft-grimmig-versponnen; Fritz Kortners Hauptstück: aus der Einleitung zu den gesammelten Schriften als Auftakt, klar, scharf, dialektisch. Pamela Wedekind, Star durch Vererbung, neue Generation, rasch wie eine Ratte; spielt das Stück „Yvette Guilbert" mit kecksigen Kabarettistinnen. „Die Duse", wohl Kerrs Bedeutendstes, spricht Lina Lossen, seltsam, wie diese hochstehende Frau vor der Höherstehenden versagt, im Bürgerlich-Flachen verbleibt. Wer noch? Ausgezeichnet liest Tilla Durieux die Mitteilung von Otto Brahms Sterbetagen: eine Legende. So, ganz ungefähr, sah es mit den sieben Gipfeln aus.

Noch eins: Als Veranstalter der Matinee für Kerr zeichnete eine Unternehmung, die sich „Der Ueberblick" nennt und — geheimnisvoll — sich im Titelkopf ihres Einladungsschreibens als eine „neue Zeitschriftenmappe" vorstellt.

Leo Greiner.

Franz Jung: Legende.

Uraufführung am Dresdner Staatstheater.

Das Dresdner Staatstheater eröffnet einen Zyklus zeitgemäßer Dramotik mit dem Schauspiel „Legende" von Franz Jung. Die Aufführung hat allgemeinere Bedeutung, weil sie Gelegenheit gibt zur Ueberprüfung eines wichtigen und energisch durchgeführten Versuches. Der Versuch erstreckt sich auf die unverkürzte Darstellung der — durch eine sichtbar zu machende Summe von elementaren, sozialen und individuellen Bedingungen und Folgen — gewordenen Situation einer Gruppe von Lebewesen. Auf die unparteiische und dem oberflächlichen Mitgefühl nicht preisgegebene Schilderung der Wege, auf denen diese zusammengehörige Menschengruppe in eine gemeinsame Tat hineindrängt. Schließlich auf die gewissenhafte Bemühung, den dramatischen Vorgang durch undurchdringliche technische Sicherungen der schwankenden Neigung in der Psyche des Zuschauers zu entziehen. Denn zu erstreben ist, daß das Schicksal fremder Wesen voll und unverhüllt der Wahrnehmung Aller geöffnet werde — zu verhindern gilt es die Verdauung des Geschauten durch das Gemüt . . .

Der seit dem Feldzug gelähmte Arbeiter Friedrich Richter, Vater zweier Söhne und einer Tochter, gebannt durch das tragische Mißgeschick, hilflos preisgegeben den Gewalten, die Ursache in